

Free Falling

Juna Grey

Copyright © 2021 Juna Grey – Alle Rechte vorbehalten.

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt.

13-stellige ISBN: 978-3-7534-0410-3
Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Coverdesign © Juna Grey
Coverfoto © Jr Korpa (Unsplash.com)

Juna Grey
c/o easy-shop
K. Mothes
Schloßstraße 20
06869 Coswig (Anhalt)

junagrey@outlook.de
Instagram: [junagrey_writes](https://www.instagram.com/junagrey_writes)
www.junagrey.jimdofree.com

3. Auflage 2021

Die Erstausgabe erschien im Mai 2020.

Prolog

Der Regen prasselte gegen die Fensterscheibe des Taxis, als wir Seattle verließen und den kleinen Vorort erreichten, in dem Nick und ich den größten Teil unserer Kindheit verbracht hatten. Es gab eine Zeit, in der ich diesen Ort geliebt hatte. In den Jahren, bevor meine Mutter gestorben war.

Ich erinnerte mich daran, wie ich zum ersten Mal Fahrrad gefahren war, genau hier auf diesen Straßen. Nick und ein paar seiner älteren Freunde hatten es mir beigebracht. Mom hatte zugesehen, aber ich konnte mir ihr Gesicht nicht mehr vorstellen. Ich wünschte, ich hätte wenigstens ein Foto von ihr, doch mein Vater hatte sie alle verbrannt, und nicht nur die Bilder, auch ihre Kleidung und sämtliche andere Erinnerungstücke an sie. Er hatte alles ausgelöscht und ich hatte nie verstanden, warum. Bis heute. Denn heute wünschte ich mir, dass ich alle Erinnerungen an ihn auslöschen könnte ...

Kapitel 1

Der erste Neuanfang

Noch nie zuvor in meinem ganzen Leben, hatte ich mich so allein und unbedeutend gefühlt wie in dem Moment, als ich in New York zum ersten Mal den Times Square betrat.

Unzählige Hochhäuser mit bunten Reklametafeln ragten über mir auf, beeindruckend und einschüchternd zu gleich, während die Leute auf ihrem Weg zur Arbeit, zur Schule oder zum Shoppen in ihrer Hektik keine Rücksicht auf Menschen wie mich nahmen.

Versunken zwischen den blinkenden Farben der Werbung und inmitten des Trubels, suchte ich mir einen Weg zur U-Bahnstation und erreichte eine lange, mit Abfall bedeckte Steintreppe, die in den Untergrund führte. Ich folgte den gelben Linien auf dem Boden, die mich zur richtigen Bahn leiteten, doch unten angekommen wartete bereits die nächste Herausforderung auf mich. Die Bahnen waren schon bei ihrer Ankunft extrem gefüllt und es befanden sich außer mir noch mindestens zwanzig weitere Leute auf dem Bahnsteig.

Als ich es endlich schaffte, mich durch eine der Türen zu quetschen, konnte ich kaum atmen, geschweige denn mich bewegen und die Bahn brauchte fast zwanzig Minuten bis zur Universität.

Der Campus war weitläufig und verwirrend, aber ich war vorbereitet und hatte mir die Pläne

gestern Abend gut eingepägt. Außerdem war ich spät dran, sehr spät, um genau zu sein, also hetzte ich über den Platz zu dem Gebäude, in dem meine erste Vorlesung stattfinden sollte: Grundlagen der Fotografie.

Ich schaffte es gerade noch rechtzeitig in den halbkreisförmigen Hörsaal. Es waren mehr Studenten anwesend, als ich es von einer Grundlagenvorlesung erwartet hatte und die Menge murmelte vor sich hin und miteinander, während meine Augen den Raum nach einem freien Platz absuchten. Ich entdeckte den letzten leeren Sitz in einer der hinteren Reihen neben einem blonden Mädchen. Sie funkelte mich böse an, als ich mich neben sie setzte, ohne sie vorher zu fragen, aber ich ignorierte ihren Blick und kramte meinen Block und einen Kugelschreiber aus meinem zerfransten Rucksack. Eigentlich wollte ich mir vor Studienbeginn einen neuen kaufen, doch der Flug nach New York war teurer gewesen als geplant, und das Hotelzimmer, in dem ich gestern übernachtet hatte, hatte meine restlichen Ersparnisse fast aufgebraucht. Mit ein bisschen Glück reichte mein Geld gerade noch für ein Mittagessen.

Der Professor war ein kleiner, runder Mann mit Brille, dessen leise Stimme sich in dem lauten Hörsaal kaum durchsetzen konnte. Anfangs versuchte ich noch, ihm zuzuhören, doch das Thema war langweilig und er erzählte nichts, was ich nicht ohnehin schon wusste, und so schweiften meine Gedanken immer wieder ab.

Ich hatte es also endlich geschafft: Ich war in New York. In der Stadt, in der Träume wahr

wurden. Die Stadt der Freiheit. Und ich studierte Fotografie.

Alles, was ich immer wollte, war genau das, und dennoch hatte ich keine Ahnung, wie es jetzt weitergehen sollte. An mehr hatte ich nie gedacht. Ich war immer davon ausgegangen, dass ich sowieso nicht so weit kommen würde, doch nun war ich tatsächlich hier. Eine Studentin ohne Bleibe, ohne Job und ohne Geld.

Zumindest für eines dieser Probleme hatte ich eine Lösung in Aussicht. Am Nachmittag hatte ich einen Besichtigungstermin für eine Wohnung oder besser gesagt ein WG-Zimmer geplant. Der Haken dabei war, dass sich die Anzeige eindeutig darauf berufen hatte, dass es sich um eine reine Männer-WG handelte und dementsprechend nur ein männlicher Mitbewohner gesucht wurde. Da die Nachfrage für den Wohnungsmarkt in New York jedoch sehr hoch und dieses Zimmer das einzige zurzeit freie Zimmer in der Nähe der Uni war, blieb mir keine andere Wahl, und ich hatte mich in meiner E-Mail-Anfrage als Mann ausgegeben. Ob die Wohnung für mich überhaupt bezahlbar war, war noch mal eine ganz andere Sache, aber damit beschäftigte ich mich erst, wenn es so weit war.

Die nächste Sorge auf meiner Liste war also die Suche nach einem Nebenjob. Es musste ein Job sein, der sich mit meinen Vorlesungszeiten vereinbaren ließ. Außerdem durfte er nicht so viel Zeit in Anspruch nehmen, dass ich die Projekte nicht schaffte, die nun mal im Fotografiestudium zu einem großen Bestandteil gehörten, und die Stelle musste natürlich gut bezahlt werden, da sie meine einzige Einnahmequelle darstellen würde.

Ich seufzte und fragte mich, wo ich heute Nacht schlafen würde. Hatte ich mir nicht doch etwas zu viel vorgenommen? Schaffte ich das wirklich?

»*Wir schaffen das. Versprich mir, dass du daran glaubst, okay?*«, ertönte die Stimme meines Bruders in meinem Kopf.

Versprochen war versprochen, also durfte ich die Hoffnung noch nicht aufgeben, egal wie aussichtslos die Lage im Moment auch aussah. Ich hatte gerade erst angefangen und es war noch nichts verloren.

Nachdem Grundlagen der Fotografie vorbei war und uns der Professor noch ein paar Bücher nahelegte, die wir lesen sollten, machte ich mich nach einer kurzen Toilettenpause auf den Weg zum nächsten Vorlesungssaal.

Künstlerische Fotografie war schon eher mein Thema und Professor Montgomery hatte wirklich Ahnung von ihrem Fach. Natürlich war sie, wie die meisten Künstler in New York, ein wenig abgedreht und vielleicht auch etwas zu arrogant, aber das konnte sie sich meiner Meinung nach auch leisten, denn ihre Arbeiten waren einfach unglaublich! Ich machte mir viele Notizen und ehe ich mich versah, war die Vorlesung schon wieder vorbei.

In der Mittagspause fühlte ich mich wieder ein wenig verloren unter all den Studenten, die sich in die Mensa drängten, als gäbe es nicht genug zu essen für alle. Ich kannte niemanden hier, besaß aber auch nicht den Mut, jemanden anzusprechen. Stattdessen zählte ich mein Geld und wägte ab, ob es vernünftig war, sich eine Portion Nudeln für vier Dollar zu kaufen, wenn ich nur noch ein Budget von vier Dollar siebenundfünfzig hatte und keinen Plan,

wo ich heute Nacht schlafen würde. Mein knurrender Magen überzeugte mich letztendlich und ich kaufte mir die Nudeln, auch wenn das bedeutete, dass ich vielleicht irgendwo in der Uni schlafen musste.

Da ich donnerstags nur diese zwei Vorlesungen am Vormittag hatte, machte ich mich nach dem Mittagessen auf in die Bibliothek. Das Gebäude befand sich zwei Straßen weiter von der Mensa entfernt und sah etwas moderner aus als die anderen Campusgebäude. Sie wurde vor Kurzem erst renoviert und war definitiv ein Ort, mit dem ich mich schnell anfreunden konnte. Überall gab es gemütliche Sitzecken, ein paar moderne Computer, die man mit seinem Studentenzugang nutzen konnte und natürlich unzählige Bücher in hohen Regalen, die teilweise nur mit der Leiter zu erreichen waren.

Ich nutzte meine Zeit bis zu meinem Besichtigungstermin am Nachmittag, um einen Blick in die Bücher zu werfen, die uns unser Grundlagen-Professor, dessen Namen ich ständig vergaß, empfohlen hatte. Doch ich stellte schnell fest, dass in den Büchern nichts stand, was ich nicht auch schon in der Praxis gelernt hatte und war erleichtert, dass ich diese nicht komplett durchwälzen musste.

Nachdem ich die Bücher wieder an ihren Platz zurückgebracht hatte, machte ich mich auf den Weg zu meinem Termin und so langsam stieg meine Aufregung erneut an. Was würden die WG-Mitglieder sagen, wenn sie feststellten, dass ich eine Frau war? Würden sie mich gleich wieder wegschicken? Würden sie nett sein und mich die Wohnung trotzdem angucken lassen?

Ich seufzte genervt, als ich in der U-Bahn gegen eine der kalten Haltestangen gedrückt wurde und mir der Geruch von getrocknetem Schweiß in die Nase stieg.

Und selbst wenn? Würden sie einem Mädchen wie mir das Zimmer geben? Ich hatte ja nicht mal einen Job, geschweige denn einen Dollar in der Tasche.

Eine programmierte Frauenstimme kündigte die Station an, bei der ich aussteigen musste und ich erkämpfte mir zusammen mit ein paar anderen genervten New Yorkern einen Weg nach draußen.

Die Gegend wirkte deutlich angenehmer als der Times Square. Zwar waren auch hier viele Straßen und Autos, aber es war nicht ganz so überfüllt und es tat gut, endlich wieder frische Luft einatmen zu können.

Das Apartment befand sich in einem alten Industriegebäude, an dem mehrere schwarze Feuertreppen befestigt waren. Schon von außen hatte es einen interessanten Stil, der mich sofort ansprach. Im Gebäude angekommen wirkte das Treppenhaus allerdings ein wenig heruntergekommen, der Fahrstuhl funktionierte nicht und es hing ein krakeliges, handgeschriebenes Schild an der Tür: *Außer Betrieb.*

Darunter stand in einer anderen Schrift: *Seit 5 Jahren!*

Und jemand hatte mit einer dunkleren Farbe die Fünf durchgestrichen und durch eine Sechs ersetzt.

Ich lief also ein paar Stockwerke nach oben, bis ich das Klingelschild fand, auf dem nur zwei Vornamen standen: Tommy und Nate. Ein dritter Name

war überklebt worden, sodass man ihn nicht mehr lesen konnte.

Ich warf einen kurzen Blick auf mein Handy. Es war schon eine Minute nach, trotzdem zögerte ich, bevor ich den Klingelknopf drückte.

Mein Herz fing an zu rasen und in dem Moment, als ich mich traute, hielt ich den Atem an.

Die Tür öffnete sich schneller als erwartet und vor mir stand ein junger Mann um die fünfundzwanzig, der mich sofort an meinen Bruder erinnerte. Er war groß, hatte braune, wild abstehende Locken und freundliche Augen. Die Farbe erinnerte mich an dunklen, flüssigen Honig.

»Hi?«, sagte er ein wenig überrascht. »Kann ich dir helfen?«

»Ähm ich ...«, begann ich stotternd, zwang mich aber, mich zusammenzureißen, und fuhr mit festerer Stimme fort, »bin hier wegen der Wohnungsbesichtigung.«

Mit gespielter Selbstbewusstheit streckte ich ihm meine Hand entgegen. »Ich bin Emily. Entschuldigung, bin ich zu früh? Wir haben doch 16 Uhr ausgemacht oder?«

»Ähm ...« Immer noch ein wenig irritiert, schüttelte er meine Hand und ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen. »Richtig, das haben wir. Ich bin Tommy. Ich bin nur etwas verwundert, weil ...«

Er zog sein Handy aus seiner Jogginghose und tippte darauf herum, während er weiterredete. »Ich war mir sicher, dass in der E-Mail Emil stand und ich dachte ... Ja, hier siehst du?«

Er zeigte mir die Mail auf seinem Handy und ich schaute nachdenklich darauf, obwohl ich natürlich genau wusste, was dort stand.

»Oh!«, tat ich überrascht. »Entschuldigung, da muss ich wohl einen Buchstaben vergessen haben.«

»Kein Problem«, sagte er und lächelte ein wenig besorgt. »Es ist nur so, dass wir eigentlich einen männlichen Mitbewohner suchen.«

»Oh ...«, wiederholte ich, dieses Mal deutlich weniger enthusiastisch und versuchte, die aufkommende Panik in mir zu ersticken. »Das ... ähm ...«

»Ach weißt du was? Wenn du schon hier bist, komm doch einfach erst mal rein.«

Erleichtert nickte ich und folgte ihm in die Wohnung.

»Wow ...«

Das Wohnzimmer war wirklich groß und auch von innen war das Apartment industriell angehaucht. Hier und da befanden sich ein paar Stahlbalken, die die Decke stützten, die Wände waren aus roten Backsteinen und behangen mit Postern und Flaggen von unterschiedlichen Bands, und die schwarz gerahmten Fenster waren riesig und sorgten für ein angenehmes, natürliches Licht. Auf der linken Seite des Zimmers führte eine Wendeltreppe, die dem Stil der Feuerleitern draußen ähnelte, nach oben und in der Mitte des Raumes dienten mehrere Bücherregale als Abtrennung zur ansonsten offenen Küche. In der anderen Hälfte stand mittig ein gemütliches, braunes Ledersofa, dessen Zustand allerdings schon deutlich gelitten hatte. Es gab einen Fernseher und mehrere Spielekonsolen und vor dem Sofa befand sich ein runder Glastisch, auf dem noch mehr Bücher lagen.

»Ja, das Wohnzimmer ist riesig«, stimmte Tommy nickend zu. »Allerdings sind dafür die restlichen Zimmer eher klein.«

»Das würde mir nichts ausmachen«, warf ich direkt ein. »Ich brauche nicht viel Platz.«

Die Tatsache, dass mein komplettes Leben in ein Schließfach im Flughafen passte, erwähnte ich dabei besser nicht, denn genau dort befanden sich zurzeit all meine Sachen.

»Das ist gut. Das freie Zimmer wäre nämlich dieses hier.« Er öffnete eine schwarzbemalte Tür zu einem kleinen Raum. Dort drinnen befand sich gerade mal Platz für ein Bett, einen Schrank und einen schmalen Holztisch samt Stuhl. Doch für mich war es perfekt.

»Die Möbel wären inklusive?«, hakte ich nach, denn neue Möbel waren bekanntlich teuer.

»Ja. Unser ehemaliger Mitbewohner hat uns die Sachen überlassen.«

»Warum ist er denn ausgezogen?«

»Er ist mit seiner Freundin zusammengezogen und sie wollen sich neu einrichten.«

»Verstehe.« Wir gingen zurück ins Wohnzimmer und ich deutete auf die Treppe. »Was ist oben?«

»Oben sind nur mein Zimmer und ein Gäste-Klo. Das richtige Bad ist hier unten.«

Er führte mich in den nächsten Raum.

»Es gibt sogar eine Badewanne. Das ist cool«, kommentierte ich begeistert. »Dann muss das Zimmer dort wohl dem anderen Mitbewohner gehören?«

»So ist es. Nate ist für ein paar Tage nicht hier, hat mir aber die Entscheidung überlassen.«

Ich nickte grüblerisch und war nun, wo ich die WG gesehen hatte, noch nervöser als vorher. Die Wohnung war einfach zu perfekt. Sie war nicht nur

riesig, sondern auch noch wunderschön, vor allem durch ihren besonderen Stil.

»Willst du einen Kaffee?«, bot er mir an und fuhr sich durch seine Locken, um sie sich aus dem Gesicht zu streichen.

»Ja, gerne.«

Wir gingen zusammen in die Küche und Tommy füllte die Kaffeemaschine zuerst mit Bohnen auf, bevor er zwei Tassen aus einem der oberen Schränke holte.

»Wie viel Miete wollt ihr denn für das Zimmer?«, hakte ich nach, um die Stille zu füllen. »In eurer Anzeige stand gar nichts dazu?«

Innerlich hatte ich bereits meinen Taschenrechner gezückt. Allein das gigantische Wohnzimmer und dann noch zwei Bäder und dieser Standort ... Das konnte nur teuer werden.

»Hm ...« Er schien zu überlegen und fuhr sich dabei mit den Fingern über seinen leichten Bart. »Ehrlich gesagt machen wir das immer so ein bisschen von der Person abhängig, die hier wohnt. Wie viel könntest du denn zahlen?«

Ich schluckte ein wenig überfordert. Mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet.

»Also genau genommen ... weiß ich das noch nicht«, gab ich unsicher zu und verfluchte mich innerlich für meine Ehrlichkeit. »Ich bin erst seit gestern in New York und hatte noch keine Zeit, mir einen Job zu suchen.«

»Du studierst oder?«, fragte Tommy und ich war erleichtert, dass er mich wegen meiner Situation nicht sofort verurteilend ansah. Ganz im Gegenteil: Sein Blick war immer noch warm und freundlich.

»Ja, ich studiere Fotografie im ersten Semester.«

»Cool, ein Neuling also. Dann sehen wir uns bestimmt bald öfter. Ich studiere Psychologie, bin aber schon fast fertig. Die Vorlesungen müssten im gleichen Gebäude stattfinden wie deine.« Er lächelte und reichte mir einen Becher, der mit bunten Eulen bemalt war.

Der leckere Duft von Kaffee stieg mir in die Nase und ich nippte an der Tasse, während ich überlegte, wie ich jetzt am besten vorgehen sollte. Er nahm mir diese Entscheidung schnell aus der Hand.

»Also ... Eigentlich hatte ich mit meinem Mitbewohner vereinbart, dass wir nur Männer einziehen lassen«, warf er nun ein wenig besorgt ein und lehnte sich gegen die Theke, während er ebenfalls einen Schluck von seinem Kaffee nahm.

»Ich ... ähm ... Ich habe kein Problem mit Männern zusammenzuwohnen«, erwiderte ich und scherzte. »Ich habe vorher in einer WG mit meinem Bruder gelebt, von daher ... Schlimmer kann es eigentlich nicht werden.«

Er schmunzelte, schaute nachdenklich über den Rand seiner runden Brille hinweg und nahm noch einen Schluck aus seinem Becher.

»Die Tatsache, dass du noch keinen Job hast, ist natürlich auch nicht gerade förderlich ... Hast du vielleicht ein Auto?«

Ich schüttelte deprimiert den Kopf.

»Schade, sonst hätte man eine Fahrgemeinschaft zur Uni bilden können.«

»Wie viel hat der vorherige Mitbewohner für das Zimmer gezahlt?«, fragte ich, um wenigstens einen Anhaltspunkt zu bekommen.

Er nannte mir eine Zahl und ich erstarrte. Wenn ich Glück hatte, würde ich mit einem halbwegs gut

bezahlten Job so viel in einem Monat verdienen, aber dann hatte ich immer noch kein Geld für etwas zu Essen, Klamotten oder die Bücher für die Uni.

Tommy musste bemerkt haben, wie blass ich geworden war, denn er warf ein: »Aber gut ... Wir leben hier mehr nach dem Motto: Jeder gibt, was er kann. Es ist also möglich noch runterzugehen.«

Ich nickte gedankenverloren und ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. Dabei blieben meine Augen an einem braunen Ledergürtel hängen, der über einem der Küchenstühle hing und plötzlich befand ich mich nicht mehr im Hier und Jetzt, sondern weit weg in der Vergangenheit.

»*Wer glaubst du eigentlich, wer du bist?!*«

Mein Körper erschauerte, als ich seine tiefe, wütende Stimme in meinem Kopf hörte und sofort spürte ich, wie mir kalter Angstschweiß meinen Rücken herunterlief. Ich war völlig unfähig, mich zu bewegen und starrte noch immer auf den Gürtel, als Tommy mich irgendetwas fragte.

»Emily?«, hakte er nach, doch ich nahm seine Stimme überhaupt nicht wahr. Stattdessen hörte ich das reißende Geräusch eines Gürtels, der schnell aus der Lasche einer Hose gezogen wurde.

»*Du wirst nirgendwo hingehen!*«

Mein Atem beschleunigte sich und ich spürte, wie Tränen meine Wangen herunterliefen. Dann zuckte ich heftig zusammen und spürte Schmerzen, die nicht real waren, doch die Erinnerungen daran waren so stark, dass es sich beinahe so anfühlte, als würde es wieder geschehen.

»Emily?« Tommys Stimme war jetzt lauter, eindringlicher und plötzlich war sein Gesicht direkt

vor meinem und seine Honigaugen musterten mich besorgt.

Ich blinzelte verwirrt und mein Geist kehrte zurück in die Gegenwart. »I-Ich ... Entschuldigung.«

»Geht es dir gut?«

Ich sog angespannt ein wenig Luft ein und fasste mir an mein nasses Gesicht, dann wischte ich die Tränen mit meinem Ärmel trocken.

»I-Ich ... Ja«, stotterte ich, doch Tommys Blick wirkte nicht sehr überzeugt.

»Entschuldigung«, brachte ich wieder hervor, aber jetzt mit festerer Stimme und mein Atem begann sich langsam wieder zu beruhigen. »Ich bin nur ... Könnte ich kurz das Bad benutzen?«

»Natürlich«, stimmte er, ohne zu zögern zu, und noch immer betrachtete er mich, als hätte er Angst, ich könnte jeden Moment zusammenbrechen.

»Danke ...«

Fluchtartig schloss ich die Tür hinter mir und hockte mich auf den kalten Boden, um den Schwindel loszuwerden, der das ganze Bad um mich herum verzerrte.

Verdammte Scheiße, warum jetzt?

Bestimmt hielt mich Tommy für verrückt oder zumindest für total erbärmlich. Ich schloss für einen Moment die Augen, wartete, bis ich wieder normal atmen konnte und stand dann mit zitternden Beinen auf, um mir Hände und Gesicht zu waschen. Ein Blick in den runden Spiegel über dem Waschbecken verriet mir, wie blass ich war und ich wandte mich schnell ab.

»Ist wirklich alles in Ordnung?«, rief Tommy von außen.

»Ja, bin gleich da!«

Ich trocknete mich mit einem rauen Handtuch ab, atmete tief durch und fasste dann all meinen Mut zusammen, um in die Küche zurückzukehren.

Du schaffst das Emily. Es ist nur ein verdammter Gürtel.

»Entschuldige ...«, sagte ich erneut, als ich wieder bei Tommy war, dessen Blick ich nicht deuten konnte.

»Ist gerade alles etwas viel, hm?«

Überrascht zog ich die Augenbrauen hoch.

»Keine Sorge ... Ich weiß noch, wie das war, als ich das erste Mal in New York ankam. Das Studium, die Leute, der Wohnungs- und Arbeitsmarkt ... Ich weiß, dass es nicht einfach ist.«

Hatte er so meine Tränen interpretiert? Dachte er, ich weinte, weil ich wusste, dass ich die Wohnung nicht bekam?

Ich konnte nichts anderes tun, als zu nicken, denn in meinem Hals befand sich noch immer ein dicker Kloß.

Er seufzte nachdenklich und blickte in seine leere Tasse.

»Ich glaube, du bist ganz in Ordnung«, stellte er schließlich fest. »Es wird nicht einfach werden, das Nate beizubringen, aber wenn du das Zimmer willst, kannst du es haben.«

Ich starrte ihn fassungslos an. »Wirklich?«

Er lachte leicht amüsiert über meine ehrliche Reaktion. »Ja, wirklich.«

Ich schluckte und war irgendwie sprachlos.

»Und ... Mach dir keine Gedanken wegen der Miete. Sobald du einen Job hast, können wir noch mal gemeinsam überlegen, wie viel du dazu geben kannst.«

Ich starrte ihn nur an und beinahe kamen mir wieder die Tränen. »D-Danke ... damit habe ich jetzt wirklich nicht gerechnet.«

Er grinste. »Freu dich besser nicht zu früh, du hast Nate noch nicht kennengelernt.«

»Schlimmer als mein Bruder kann er nicht sein«, scherzte ich und zuckte mit den Schultern.

Tommy machte eine abwägende Bewegung mit seinen Händen. »Hmm ... Wart's lieber ab.«

Ich lächelte und konnte mein Glück immer noch nicht richtig glauben. »Ab wann wäre das Zimmer denn eigentlich frei?«

»Im Prinzip ab sofort. Wann willst du denn einziehen?«

Ich kratzte mich ein wenig verlegen am Hinterkopf. »Na ja, wenn es möglich ist ... schon heute?«

Er lächelte und schien zu verstehen, als Mitleid in seine Augen trat. »Du weißt gar nicht, wo du heute sonst schlafen sollst, habe ich recht?«

Ich biss mir auf die Unterlippe.

War das so offensichtlich?

Eigentlich hasste ich es, von anderen bemitleidet zu werden, doch vermutlich war Tommys Mitleid der einzige Grund, warum ich dieses Zimmer überhaupt bekam und meine Situation erlaubte es mir nicht Rücksicht auf meinen Stolz zu nehmen, also was blieb mir anderes übrig?

Ich nickte deprimiert.

»Kein Problem, das Zimmer ist frei, von daher ...« Er zuckte mit den Schultern und ging zu einem Metallkasten, der neben dem Kühlschrank an der Wand hing.

Als er wiederkam, gab er mir einen Bund mit mehreren Schlüsseln.

»Das hier ist der Wohnungsschlüssel, dieser der Haustürschlüssel für unten, der Kleine gehört zum Briefkasten und der Lange ist für deine Zimmertür.«

Ich nahm den Schlüsselbund dankbar an und lächelte glücklich. »Vielen Dank. Ich werde dann gleich ein paar Sachen holen.«

»Soll ich dich irgendwo hinfahren?«, schlug er vor.

»Ich dachte, du hast kein Auto?«

»Oh ... Ich nicht, aber Nate. Er hat es hier stehen gelassen.«

Ich überlegte. Eigentlich wäre es ganz praktisch, meine zwei Koffer und die Reisetasche nicht in der Bahn transportieren zu müssen, aber andererseits hatte Tommy schon so viel für mich getan und ich wollte nicht seine Zeit verschwenden.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, fügte er hinzu: »Ich mache das wirklich gern, ich habe sowieso gerade nichts Besseres zu tun.«

Ohne meine Antwort abzuwarten schnappte er sich einen Autoschlüssel aus dem Kasten, ging zu der Garderobe an der Tür, die aus kupfernen, schmalen Rohren bestand und nahm sich seine Jacke.

»Wo musst du hin?«

Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, wann ich das letzte Mal so dankbar für einen Menschen gewesen war. Tommy war wirklich super.

»Zum Flughafen«, gab ich zu und hoffte, dass er deswegen nicht nachhaken würde.

Er tat es nicht. »Okay, dann los.«

Fünf Minuten später saßen wir in Nates Wagen. Es stank ein bisschen nach frittierten Pommes, was

mich aber nicht wunderte, denn auf dem Rücksitz lagen noch mehrere Tüten von McDonalds, deren genauer Inhalt mir zum Glück unbekannt blieb.

»Wo kommst du ursprünglich her?«, fragte Tommy während der Fahrt, wandte seinen Blick dabei aber nicht von der überfüllten Straße ab.

»Aus Seattle.«

»Wow ... Dann bist du ja ganz schön weit weg von zu Hause.«

Ich nickte, wobei ich Seattle nie wirklich als mein Zuhause betrachtet hatte. Mein Zuhause war immer dort gewesen, wo mein Bruder war. Was rein logisch betrachtet bedeuten würde, dass sich mein Zuhause im Moment in Australien befand.

»Ja ... Meine Eltern kommen aus Vancouver.«

»Eine Kanadierin also.«

Ich nickte erneut. »Mehr oder weniger, ja ...«

Er schien zu merken, dass ich von dem Thema nicht gerade begeistert war, denn er wechselte es. »Wie gefallen dir deine Professoren bisher? Hattest du schon Vorlesungen?«

»Heute die Ersten«, erklärte ich zustimmend. »Professor Montgomery ist wirklich beeindruckend.«

»Die?«, fragte er skeptisch. »Ich habe gehört, sie soll nicht so beliebt sein?«

»Sie wirkt vielleicht etwas eingebildet, aber ich liebe ihre Arbeiten. Ich habe mal eine Ausstellung von ihr besucht, als ich noch jünger war. Seitdem bin ich ein Fan.«

»Dann wolltest du bestimmt wegen ihr hier in New York studieren?«

Ich lächelte. »Ja, vielleicht war sie einer der Gründe.«

Wir fuhren erst am Meadow und dann am Willow Lake vorbei und brauchten etwa eine halbe Stunde bis zum Flughafen. Tommy hielt auf einem der Parkplätze an, auf denen man nicht länger als zehn Minuten stehen durfte und ich versicherte ihm, dass ich mich beeilen würde. Mit zwei kleinen Koffern und einer Reisetasche kehrte ich zurück und war froh, dass ich die Schließfächer bereits im Voraus bezahlt hatte, denn andernfalls hätte ich jetzt ein riesiges Problem. Natürlich hätte ich meine Sachen auch gestern mit ins Hotel nehmen können, nur dann hätte ich sie am nächsten Morgen mit zur Uni schleppen oder einen anderen Platz finden müssen, um sie zu lagern. Die Koffer am Flughafen einzuschließen erschien mir als die einfachste Lösung. Tommy half mir, die Sachen im Wagen zu verfrachten, und dann machten wir uns auf den Weg zurück nach Manhattan. Er erzählte mir in der Zwischenzeit ein wenig über sein Studium und über andere Professoren. Außerdem gab er mir den guten Tipp, dass das Essen in der Mensa günstiger war, wenn man seine Studentenkarte vorher an einem Automaten auflud und damit bezahlte.

Im Apartment bedankte ich mich noch mal bei ihm und zog mich in mein neues Zimmer zurück, um mich einzurichten, doch sobald ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, ließ ich mich erst mal erleichtert auf mein Bett fallen.

Ich hatte tatsächlich eine Wohnung und musste heute Nacht nicht heimlich in der Bibliothek oder unter irgendeiner Brücke im Park schlafen! Jetzt brauchte ich nur noch einen Job, um dieses wundervolle, weiche Bett auch bezahlen zu können.

Ich rappelte mich auf und kramte mein Handy aus meinem Rucksack, doch bevor ich meinen Bruder anrief, musste ich erst mal überlegen: Australien war vierzehn Stunden vor New York und es war 19 Uhr. In Australien war es also erst 5 Uhr morgens. Ich seufzte, denn das wollte ich meinem Bruder nicht antun, also schrieb ich ihm nur eine Nachricht.

Ich: Hey ... Gute Neuigkeiten! Ich habe ein Zimmer in einer WG! :)

Das musste vorerst reichen. Ich legte das Handy auf meinem Kopfkissen ab und begann damit meine wenigen Klamotten in den Schrank einzuräumen. Obwohl er relativ klein war, hatte ich danach immer noch eine Menge Platz. Meine anderen Sachen verstaute ich im Schreibtisch. Nur meine Kamera nahm ich mit auf mein Bett. Sie war mein ein und alles und das Teuerste, was ich je besessen hatte. Heute hatte ich mich noch nicht getraut, sie mit in die Uni zu nehmen, doch ab morgen, wenn die praktischen Kurse anfangen, würde ich sie brauchen.

Ich sah mir ein paar alte Fotos an und irgendwann begann mein Magen zu knurren. Seit den Nudeln in der Mensa heute Mittag hatte ich nichts mehr gegessen und auch davor war mein Bauch leer geblieben. Ein Frühstück im Hotel konnte ich mir nicht leisten und gestern bestand meine Mahlzeit nur aus einem Sandwich am Flughafen.

Plötzlich klopfte es an der Tür. »Ja?«

Tommy kam herein und lächelte. »Wie ich sehe, hast du dich schon eingerichtet. Ich habe Spaghetti gekocht, willst du auch was?«

»Wenn ... es dir nichts ausmacht?«, fragte ich unsicher, doch mein Magen rebellierte bereits allein beim Klang des Wortes.

»Natürlich nicht. Ich habe sowieso viel zu viel gekocht.«

»Dann gerne.« Ich grinste und stand auf, um ihm in die Küche zu folgen.

»Außerdem hätte ich sonst nicht gefragt.«

»Da hast du wohl recht.«

Tommy hatte den Tisch bereits für mich mitgedeckt und tat mir eine große Kelle Nudeln auf.

»Wir essen in der WG oft zusammen, jedenfalls, wenn wir die Zeit dazu finden.«

»Wie macht ihr das sonst immer mit dem Kochen und dem Einkaufen?«

»Wir schreiben eine Liste und wechseln uns ab. Ich koche meistens, weil Nate nicht so besonders gut darin ist.«

»Ich kann auch kochen«, warf ich ein. »Jedenfalls ein bisschen ... also nichts Aufwendiges.«

»Das ist doch gut, dann können wir uns ja vielleicht abwechseln?«

»Klar, auf jeden Fall.«

Ich probierte von den Nudeln und musste mich richtig zusammenreißen, nicht alles auf einmal herunter zu schlingen.

»Schmeckt es?«, fragte er ein wenig amüsiert.

Oh je ... Er sah mir meinen Hunger wohl an.

»Ja, sehr. Danke«, gab ich verlegen zu und bemühte mich ab jetzt etwas langsamer zu essen. Er lächelte nur und wandte sich wieder seinem eigenen Teller zu.

Kapitel 2

Das Kaffee-Unglück

Am nächsten Morgen fielen sanfte Sonnenstrahlen durch das Fenster über meinem Bett und wärmten mein Gesicht. Ich fühlte mich so ausgeschlafen wie schon lange nicht mehr, und als ich motiviert und bereit für den neuen Tag mein Zimmer verließ, war Tommy bereits weg, doch auf dem Küchentisch stand eine kleine Lunch-Box, an der ein gelber Zettel mit meinem Namen klebte und darin befand sich ein frisch belegtes Sandwich und eine Kakaotüte. Diese einfache, aber unglaublich liebe Geste rührte mich fast erneut zu Tränen und ich packte die Box glücklich in meinen Rucksack zu meiner Kamera und meinen Schreibsachen.

In meinem ersten Kurs für digitale Praxis erzählte Professor Maxton uns von den vielfältigen Projekten, die im Verlaufe des Semesters auf uns zukommen würden. Das erste Projekt war eine Einzelarbeit und diente zum Einstieg. Wir sollten bis nächste Woche Freitag Fotos von unterschiedlichen, besonderen Gebäuden in der Stadt machen, die wir dann in der nächsten Kursstunde bearbeiten konnten, um uns mit den Grundlagen der Bildbearbeitung vertraut zu machen. Mir gefiel die Idee dahinter, denn so bot sich mir die perfekte Gelegenheit, um New York besser kennenzulernen.

In der Mittagspause ging ich heute nicht in die Mensa, sondern genoss mein Sandwich draußen in

der Sonne. Danach hatte ich noch genug Zeit, um mich an einen der Computer in der Bibliothek zu setzen und nach einer passenden Jobanzeige zu suchen. Ich telefonierte ein bisschen hin und her, doch so richtig ergab sich nichts. Fast alle Stellen waren schon weg. Natürlich, denn ich war spät dran. Die meisten Studenten hatten sich bereits vor Semesterbeginn einen Job gesucht.

Ich seufzte und machte mich ein wenig deprimiert auf den Weg in den Vorlesungssaal für Dokumentarfotografie. Der Kurs wurde von demselben Professor gehalten, der die Grundlagen-Vorlesung machte und ich bekam seinen Namen schon wieder nicht mit. Auch dieses Thema war nicht wirklich etwas, das mich interessierte, aber ich versuchte trotzdem aufzupassen.

Nach der Uni entschied ich mich zu Fuß zurück zur WG zu gehen, um den Weg kennenzulernen und den Sonnenschein noch länger zu genießen. Unterwegs schoss ich ein paar Fotos von den Gebäuden, an denen ich vorbeikam, war mit den Bildern aber nicht richtig zufrieden und löschte sie anschließend wieder.

Als ich schon fast in unserer Straße angekommen war, entdeckte ich plötzlich eine kleine, rustikale Kneipe, an deren Fenster ein Schild hing: *Wir suchen Aushilfen! Sprecht uns gerne an!*

Ich blieb stehen und spähte durch die dicke Glasscheibe. Natürlich war es um diese Uhrzeit noch leer, aber die Einrichtung hatte etwas Gemütliches an sich. Also nickte ich meinem Spiegelbild entschlossen zu und ging hinein.

Der Pub besaß eine altmodische Atmosphäre, die aber gleichzeitig einladend wirkte. Fast alle

Möbelstücke und auch die Wände waren mit dunklem Holz verkleidet und es gab sogar eine kleine Bühne auf der gegenüberliegenden Seite des Eingangs.

»Kann ich Ihnen helfen, Miss?«, fragte mich ein groß gewachsener Mann.

Ich schätzte ihn auf Mitte dreißig und seine muskulöse Statur wirkte sehr respekteinflößend, während sein Gesicht das genaue Gegenteil vermittelte. Ein rötlicher Bart zierte sein Kinn und seine freundlichen, blauen Augen musterten mich neugierig. Dazu gesellte sich ein warmes Lächeln auf seinen Lippen und eine ruhige, tiefe Stimme.

»Ich habe gesehen, dass ihr noch Aushilfen sucht«, erklärte ich und deutete mit einer kurzen Handbewegung auf das Schild am Fenster. »Ist das noch aktuell?«

»Klar!«, freute er sich. »Wir können momentan jede Hilfe gebrauchen.«

Er stellte das Glas ab, welches er gerade noch mit einem Tuch poliert hatte, und trat hinter dem Treisen hervor, um mir seine Hand zu geben.

»Ich bin Mike, der Besitzer dieses kleinen, aber feinen Schuppens.« Er lachte und es war eines dieser lauten, ehrlichen Lachen, welches einen sofort anstecken konnte.

»Emily«, stellte ich mich vor, schüttelte seine raue Hand und wie es von einem so großen Mann zu erwarten war, hatte er einen besonders festen Händedruck.

»Sehr erfreut.« Er machte eine kurze Bewegung, die fast als Verbeugung durchgehen konnte. »Bist du Studentin?«

Ich nickte kurz.

»Das ist gut, bei uns arbeiten fast nur Studenten. Was studierst du? Fotografie?« Er deutete auf die Kamera, die immer noch um meinen Hals hing.

»Ja, ich habe gestern angefangen.«

»Cool. Willst du was trinken? Ein Glas Wasser? Kaffee?« Er ging zurück hinter die Theke, und obwohl ich aufgeregt war, vermittelte er mir ein sicheres Gefühl, als wäre das hier nur eine ganz normale, beiläufige Unterhaltung und kein Vorstellungsgespräch.

»Ein Glas Wasser wäre toll.«

Er schenkte mir ein und ich setzte mich auf einen der Barhocker.

»An welchen Tagen könntest du dir vorstellen zu arbeiten?«

»Am besten wäre es natürlich am Wochenende, aber in der Woche wäre es auch montags oder dienstags möglich, weil ich an den Tagen darauf erst am Nachmittag zur Uni muss«, erklärte ich. »Ihr macht sicher erst spät auf, oder?«

Er nickte zustimmend und überlegte. »Am Wochenende könnte ich dich gut in der Schicht von 21 Uhr bis Ende gebrauchen. Montags haben wir zu, aber Dienstag wäre nicht schlecht, so ab 20 Uhr. Würde dir das passen?«

»Ja, das klingt perfekt für mich. Darf ich fragen, wie viel man hier so in der Stunde verdient?«

»Natürlich. Das ist schließlich die wichtigste Frage oder?«, antwortete er und lachte verständnisvoll. Er nannte mir den Stundenlohn und in meinem Kopf begann ich zu rechnen. »Dazu kommt natürlich noch Trinkgeld. Ein Mädchen wie du wird sicherlich noch einiges mehr zusammen kriegen. Solange du freundlich und schnell bist.«

Mit genug Trinkgeld konnte ich auf jeden Fall die Miete bezahlen, und wenn Tommy mit dem Preis noch etwas runter ging, konnte ich mir sogar was zu essen leisten.

»Das klingt wirklich gut«, gab ich zu.

»Hast du schon mal gekellnert oder irgendwelche anderen Erfahrungen im Service?«, wollte er nun wissen.

»Gekellnert noch nicht direkt, aber ich habe mal für einen Konzertveranstalter gejobbt und Bier und andere Getränke ausgeschenkt.«

»Du weißt also, wie man mit angetrunkenen Leuten umgeht, das ist schon mal ganz gut.«

Für einen Moment kamen mir ein paar Erinnerungen wieder hoch. Er hatte ja keine Ahnung, wie recht er damit hatte. Zum Glück gelang es mir schnell, meine Gedanken zurück nach ganz weit hinten in meinen Kopf zu schieben und mich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren.

»Wie wäre es, wenn du morgen Abend einfach mal zum Probearbeiten vorbeikommst? Dann können wir sehen, ob es was für dich ist?«, schlug Mike vor und beschäftigte sich wieder mit dem Polieren seiner Gläser.

»Ja, sehr gerne.«

»Cool, dann also morgen um 21 Uhr?«

Ich nickte und er reichte mir erneut die Hand, um sich zu verabschieden, nachdem ich den Rest meines Wassers ausgetrunken hatte.

Als ich den Laden verließ und die restlichen Meter zum Apartment ging, platzte ich fast vor Stolz: Ich hatte in weniger als zwei Tagen nicht nur eine Wohnung, sondern auch einen Job gefunden, der

gleich um die Ecke war! Wenn das nicht meine Woche war, dann wusste ich auch nicht.

Natürlich hatte ich den Job noch nicht sicher, aber ich war davon überzeugt, dass ich mich nicht allzu doof am Samstag anstellen würde.

Zurück in der Wohnung fand ich Tommy, der barfuß und in Jogginghose auf dem Sofa lag und ein schweres Buch in den Händen hielt. Als ich reinkam, setzte er sich auf, rückte seine Brille zurecht und legte den Wälzer in seinem Schneidersitz ab.

»Hey«, grüßte er mich. »Wie war die Uni?«

»Ganz okay«, antwortete ich und zog meine Schuhe aus, bevor ich zu ihm ging. »Ich habe vielleicht einen Job. Ich soll morgen Abend zum Probearbeiten kommen.«

»Wow, das ging ja schnell. Cool.« Er grinste und ehrliche Freude stand ihm ins Gesicht geschrieben.

»Was liest du da?«, fragte ich neugierig und deutete auf den dicken Einband in seinem Schoß.

»Pflichtlektüre in Rehabilitationspsychologie.«

»Wow ... Das klingt ... kompliziert.«

Er lachte. »So schlimm ist es nicht, da wurden mir schon weniger interessante Bücher aufgebremmt.«

»Na dann.« Ich setzte mich auf die andere Seite des Sofas und warf einen Blick auf die Bücherregale. »Sind das alles deine?«

»Ja ... hat sich über die Jahre ganz schön was angesammelt, was?«

»Wie lange wohnst du eigentlich schon hier?«

»Oh, das müsstest jetzt so ... ungefähr fünf Jahre sein«, erklärte er und rieb sich etwas müde die Augen.

»Und der andere ... Nate?«, hakte ich weiter nach. »Wie ist der so?«

»Chaotisch«, antwortete er auf den Punkt und lachte. »Du solltest dich also lieber nicht an den ordentlichen Eindruck hier gewöhnen. Wenn er erst mal wieder da ist, sieht das hier bald ganz anders aus. Ansonsten ist er aber ganz in Ordnung. Ich kenne ihn schon ewig. Er ist quasi wie ein Bruder für mich ... Irgendwann gewöhnt man sich an ihn.«

Ich grinste. »Klingt nach einer Hassliebe?«

»Ja ...«, machte er nickend. »Das könnte man tatsächlich so nennen.«

Wo wir gerade beim Thema waren, warf ich einen Blick auf die große Uhr über der Badezimmertür. Es war erst Viertel nach fünf, also konnte ich meinen Bruder noch nicht anrufen. Gestern war ich zu müde gewesen, um lange genug wach zu bleiben, aber vielleicht schaffte ich es ja heute.

»Ich wollte mir demnächst was zu essen machen«, überlegte Tommy. »Hast du auch Hunger?«

»Oh!«, fiel mir ein. »Ich habe ganz vergessen, mich für das Frühstück zu bedanken!«

Er lächelte sanft. »Ach ... Kein Ding. Ich mache mir sowieso immer was und normalerweise auch für Nate. Dann kann ich für dich auch gleich was mitmachen.«

»Trotzdem danke«, wiederholte ich. »Wenn du willst, könnte ich heute was kochen?«

»Klar, wenn du Lust hast? Dann kann ich das Kapitel noch zu Ende lesen.«

»Sicher.« Ich stand auf und blickte in den Kühlschrank. »Was hältst du von Pizza? Hier ist noch so ein Teig zum Aufbacken?«

»Klingt super.«

»Willst du irgendwas Bestimmtes draufhaben?«, fragte ich nach und schnappte mir den Teig, eine Paprika und ein paar Tomaten sowie Käse aus dem Kühlschrank.

»Hauptsache viel Käse.«

»Geht klar.«

Ichheizte den Ofen vor und machte mich ans Schneiden der Zutaten.

Der restliche Abend verlief genauso angenehm wie der erste: Tommy und ich aßen zusammen, quatschten über alle möglichen belanglosen Themen und zogen uns dann noch einen Film rein. Etwa gegen halb elf war ich bettfertig und frisch geduscht in meinem Zimmer und tippte auf die Nummer meines Bruders in der Kontaktliste meines Handys.

Es tutete eine Weile und kurz bevor ich enttäuscht auflegen wollte, ging er doch noch dran.
»Na Schwesterherz?«

Ein warmes Gefühl breitete sich in mir aus, als ich den Klang seiner Stimme hörte. Es kam mir vor, als wäre es ewig her und nicht erst eine Woche, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen hatten.

»Hey Nick!«

»Wie läuft's in New York?«

Ich erzählte ihm, wie verloren ich mich in den ersten beiden Tagen gefühlt hatte, aber wie glücklich ich darüber war, eine so großartige WG gefunden zu haben und schließlich auch von dem Probearbeiten morgen.

»Und was hast du so für Mitbewohner?«, hakte er nach.

»Zwei sehr nette Mädchen«, log ich, denn wenn Nick jemals herausbekommen würde, dass ich mit

zwei Männern unter einem Dach wohnte, die ich kaum kannte, würde er Tommy und Nate umbringen und vermutlich auch mich. »Die eine kenne ich noch nicht wirklich, sie ist eine Weile unterwegs. Die andere studiert an der gleichen Uni wie ich, allerdings eine andere Fachrichtung.«

»Das ist cool«, stimmte er zu und ich hörte aus seiner Stimme heraus, wie sehr er sich darüber freute. »Ich bin froh, dass du glücklich bist. Erst habe ich mir echt Sorgen gemacht und hatte schon fast ein schlechtes Gewissen – aber nur fast!«

»Ich weiß«, antwortete ich und lächelte. »Wie ist es bei dir?«

»Der Hammer! Ich habe gestern am Strand so einen Typen kennengelernt, der echt super verrückt ist! Heute treffen wir uns wieder und er will mir surfen beibringen.«

»Das klingt toll! Und der Job auf der Plantage?«

»Ist anstrengend«, gab er zu. »Vor allem bei der Hitze, aber ansonsten ganz in Ordnung. Die Leute sind nett und sehr gastfreundlich.«

»Das ist gut. Schickst du mir später ein paar Bilder? Ich würde deine Gastfamilie gerne mal sehen.«

»Klar, ich schicke dir auch welche vom Strand, damit du ganz neidisch wirst, wenn du in New York im Regen sitzt.«

Ich lachte. »Ist immer noch besser als in Seattle. Heute war es eigentlich ganz schön.«

»Überall ist es besser als in Seattle«, stimmte er zu und seine Stimme nahm jetzt einen anderen Unterton an.

Ich nickte, obwohl er mich nicht sehen konnte und das Lächeln aus meinem Gesicht verschwand langsam.

»Bei dir muss es schon ziemlich spät sein oder?«

»Ja ...«

»Ich will dich nicht länger wachhalten und ich muss gleich los, also ... Pass auf dich auf, okay? Ich schicke dir nachher die Bilder.«

»Ja, viel Spaß heute.«

»Danke ... und schlaf gut.«

»Bis dann.« Ich legte auf, lehnte mich auf dem Bett zurück und starrte an die weiße Decke über meinem Kopf.

Es ging uns gut, uns beiden. Alles war gut! Warum war ich jetzt traurig?

Ich seufzte und kuschelte mich gemütlich in die Kissen.

Ich musste nicht mehr zurück nach Seattle. Nie wieder. Ich war ein freier Mensch!

Ich wiederholte diese Worte immer wieder in meinem Kopf und schließlich gelang es mir doch einzuschlafen.

Obwohl ich am Samstag keine Vorlesungen hatte, fuhr ich trotzdem in die Uni, um mir ein paar Bücher auszuleihen. Außerdem wollte ich mir später den Central Park ansehen.

Entgegen meiner Hoffnung waren die Bahnen auch samstags übertrieben voll und auch die Bibliothek war stark besucht. Trotzdem fand ich noch einen guten Platz, an dem ich lesen und meine Notizen aus den ersten Vorlesungen zusammenfassen konnte. Gegen Mittag schnallte ich mir meine Kamera um und machte ein paar Fotos vom Campus, die ich später meinem Bruder schicken konnte. Die Sonne stand gut und warf ein großartiges Licht auf die Gebäude. Mit ein wenig Bearbeitung konnte

man aus den Bildern vielleicht sogar noch etwas mehr rausholen.

Als ich genug Fotos zusammen hatte, wollte ich mich gerade auf den Weg zum Central Park machen, als plötzlich ein Mann an derselben Ecke abbog, wie ich – allerdings in die entgegengesetzte Richtung.

Mit einem Ruck stießen wir heftig zusammen und ich taumelte zwei Schritte zurück und landete mit meinem Hintern auf dem harten, asphaltierten Boden. Als wäre das noch nicht schlimm genug, verschüttete der Kerl dabei auch noch seinen kompletten Kaffeebecher über mich – aber vor allem über meine super teure Kamera.

»Fuck!«, fluchte der Typ genervt. »Was stehst du so im Weg rum?!«

Fassungslos blickte ich zu ihm auf und ein Paar kalte, blaue Augen musterte mich abschätzig. Dann ging er einfach an mir vorbei und weiter den Weg entlang.

»Hey!«, rief ich wütend und half mir selbst auf. »Du kannst doch nicht einfach abhauen?!«

Auf seinem Rücken trug er einen schwarzen Gitarrenkoffer und das war auch schon alles, was ich von ihm sehen konnte, als er antwortete: »Klar, siehst du doch!«

Ich kochte innerlich. »Du Arschloch! Weißt du, wie teuer diese Kamera ist?!«

Er zuckte nur mit den Schultern, als wäre ihm das alles völlig egal. »Pass halt besser auf!«

Und nur einen Augenblick später war er hinter der nächsten Ecke verschwunden.

»Verdammte Scheiße ...«, fluchte ich erneut, setzte meinen Rucksack ab und kramte darin nach

Taschentüchern, bevor ich verzweifelt versuchte, meine Kamera zu retten.

Nein. Nein. Nein!

Sie ließ sich nicht mehr anschalten.

Hastig tupfte ich alles ab, nahm den Akku raus, trocknete auch ihn und steckte ihn wieder rein. Doch die Kamera ging immer noch nicht an.

»Scheiße!«

Ich nahm noch mal alles auseinander, verstaute die Einzelteile vorsichtig in meiner Tasche und machte mich schnell auf den Weg nach Hause. Vielleicht brauchte sie ein bisschen Zeit. Ich musste nur alles richtig über einer Heizung trocknen und bestimmt würde sie dann wieder funktionieren.

Auf dem Rückweg zum Apartment versuchte ich optimistisch zu bleiben, dort angekommen merkte ich jedoch schnell, dass der Schaden weitaus größer war, als ich zuerst angenommen hatte. Selbst trocknen half da nicht mehr viel, denn der Kaffee war bis in das Innere der Kamera und in das Objektiv gelaufen.

Warum?

Warum tut die Welt mir das an?!

Seufzend fuhr ich mir durch meine lange Mähne. Ich brauchte diese Kamera für das Studium und eine Neue konnte ich mir definitiv nicht leisten. Allein die Kamera hatte über 800 Dollar gekostet und natürlich hatte ich sie aufgrund der viel zu hohen Beiträge nicht versichert!

»Dieses verdammte Arschloch!«, fluchte ich und trat wütend gegen das Regal.

Zum Glück war Tommy nicht da, denn ein paar seiner Bücher landeten dabei auf dem Boden.

Frustriert sammelte ich sie wieder auf und steckte sie zurück an ihren Platz.

Die einzige Möglichkeit, die ich jetzt noch hatte, war, diesen Typen wiederzufinden und ihn dazu zu bringen, die Kamera zu bezahlen. Schließlich war es sein Kaffee gewesen!

Aber wie sollte ich ihn finden? Alles, was ich in dem Moment von ihm wahrgenommen hatte, waren seine blauen Augen und die dunklen Haare. Ich erinnerte mich auch an den Gitarrenkoffer. Vielleicht war er ja einer der Musikstudenten und öfter auf dem Campus unterwegs?

Ich atmete tief durch, um mich erst mal zu beruhigen, und beschloss am Montag nach ihm Ausschau zu halten. Vielleicht konnte man sich auch irgendwo eine Kamera ausleihen. In Panik zu geraten würde mir jetzt jedenfalls nicht weiterhelfen.

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich deprimiert auf dem Sofa, bis ich mich schließlich für die Arbeit fertig machen musste. Meine schlechte Laune half mir nicht wirklich dabei, die Nervosität runterzuschlucken, die sich nun in mir aufstaute. Ich wusste, ich musste mich zusammenreißen. Nach der Aktion mit der Kamera war es umso wichtiger, dass ich einen Job fand.

Obwohl der Pub eher klein war, schien er sehr beliebt zu sein. Ich hatte zwar erwartet, dass an einem Samstagabend viel los sein würde, doch mit dieser Menge an Besuchern hatte ich wirklich nicht gerechnet. Alle Tische und Plätze an der Bar waren schon belegt, als ich ankam, und trotzdem gesellten sich noch weitere Leute dazu und stellten sich einfach dorthin, wo noch Raum frei war. Auf der Bühne befanden sich anders als gestern mehrere

Instrumente. Darunter ein Schlagzeug und einige Gitarren in unterschiedlichen Formen und Farben sowie ein Mikrofon. Die Scheinwerfer waren angeschaltet und ich vermutete, dass es heute noch einen Auftritt geben würde.

Ich bewegte mich hinter den Tresen, wo mich Mike und zwei andere Mitarbeiter erwarteten.

»Hey Emily!«, rief er mir durch die lauten Stimmen seiner Gäste zu. »Schön, dass du da bist. Deine Tasche kannst du nach hinten bringen, dort gibt es Schließfächer und auf dem Tisch liegt ein Shirt für dich.«

»Alles klar!« Ich ging nach hinten, verstaute meine Sachen und zog mir das schwarze Shirt über, dass die Aufschrift *Mikes Pub* trug. Wieder zurück erklärte mir eine junge Frau mit roten, kurzen Haaren, wo ich alles fand und wie ich die Zapfanlage bedienen konnte. Ihr Name war Ana und sie war ebenfalls Studentin, allerdings schon im letzten Semester. Wie sich rausstellte, sollte ich sie wohl ersetzen, sobald ich richtig eingearbeitet war.

Ich gewöhnte mich schnell an die laute Atmosphäre und bediente die durstigen Gäste, so gut ich konnte. Umso mehr bemerkte man, dass es plötzlich stiller wurde. Mein Blick fiel auf die Bühne, auf der jetzt ein Mann stand und alle Augen waren nur noch auf ihn gerichtet. Hinter ihm saß ein zweiter Kerl am Schlagzeug, doch den nahm ich überhaupt nicht wahr.

»Hey Leute, habt ihr Bock auf Musik?«, fragte er gelassen und mit rauer Stimme ins Mikro, während er sich seine E-Gitarre umhing. Alle jubelten und drängten sich näher an die Bühne – alle außer ich, denn in mir kochte schon wieder die Wut.

Diese stechenden Augen, die dunklen Haare, die große Statur und die Tattoos – sehr viele Tattoos. Dieser Mann war eindeutig derselbe Kerl, der mich heute Morgen angerempelt hatte! Der Typ, der vielleicht schuld daran war, dass ich mir mein Studium bald abschminken konnte!

Dann begann er zu spielen und ich erstarrte dieses Mal aus einem ganz anderen Grund: Er war gut. Verdammt gut.

Sein ganzer Körper wippte im Takt der Musik mit und seine Hände glitten mit einer Leichtigkeit über die Gitarre, die mich beinahe glauben ließ, dass jeder so spielen könnte, dabei waren die Griffe durchaus komplex.

Ich erkannte den Song sofort. Es war *Serotonia* von *Highly Suspect*.

Ich biss mir auf die Unterlippe und versuchte mich auf den Hass zu konzentrieren, den ich empfand und nicht auf seine viel zu gute Stimme. Dann wandte ich mich wieder der Zapfanlage zu und fokussierte mich darauf, das perfekte Bier zu zapfen.

Einfach nicht hinhören ...

Es war ja nicht so, als wäre *Highly Suspect* zufällig meine Lieblingsband.

»Scheiße.« Das Bier war übergelaufen, weil ich wieder hingesehen hatte.

Mike bemerkte das, lachte aber. »Jones ist gut oder? Keine Sorge, du wirst ihn noch oft sehen, er spielt fast jedes Wochenende hier. Er ist wohl einer der Hauptgründe, warum es hier immer so voll ist.«

Ich brachte nur ein gequältes Lächeln hervor und wischte die Sauerei weg, die ich veranstaltet hatte. Das bedeutete also, dass ich dieses Arschloch jetzt andauernd auf der Arbeit sehen musste –

wunderbar. Na, wenigstens hatte ich ihn gefunden. Vielleicht ergab sich ja so eine Gelegenheit, ihn auf meine Kamera anzusprechen und immerhin kannte ich jetzt auch seinen Nachnamen.

Ich konzentrierte mich wieder auf die Arbeit, denn die Leute wurden von Minute zu Minute durstiger und lenkten mich ganz gut von der Musik ab, auch wenn ich zwischendurch immer mal wieder auf die Bühne blickte. Ich schaffte es eine Weile, ihn zu ignorieren, jedenfalls bis er mich plötzlich ansah und mit einem anzüglichen Lächeln ins Mikro sprach: »An die süße Bardame dort drüben: Ich hätte gerne noch so eins.«

Er wedelte mit seinem leeren Bierglas in meine Richtung, bevor er weiterspielte und die Leute lachten und richteten ihre Aufmerksamkeit für einen Augenblick direkt auf mich.

Ich ballte meine Hände zu Fäusten zusammen, um den erneuten Schwall von Wut zu unterdrücken, dann zapfte ich ihm sein verdammtes Bier und brachte es ihm mit zusammengekniffenen Zähnen auf die Bühne. Er beachtete mich kaum, nahm das Glas und stellte es auf einer der Boxen ab. Mit eiligen Schritten lief ich zurück hinter die Theke und versuchte dieser ungewollten Aufmerksamkeit schnell wieder zu entkommen.

Dieser Idiot. Wahrscheinlich hatte er mich nicht mal erkannt.

Der Rest des Abends verlief gut und die Aktion mit dem Bier hatte zumindest den Vorteil, dass die Leute mir plötzlich deutlich mehr Trinkgeld gaben. Es waren jedoch viel zu viele Menschen anwesend, die irgendwas von diesem Kerl wollten und ehe ich mich versah, hatte ich Feierabend und keine

Gelegenheit mehr, mich mit ihm über die Kamera-Sache zu unterhalten.

»Emily? Du kannst Schluss machen für heute. Du hast dich echt gut angestellt!«

»Wirklich? Danke«, antwortete ich lächelnd.

»Ich würde mich freuen, dich fest einstellen zu dürfen?«

»Ja, ich würde gerne hier arbeiten.«

»Cool, dann sehen wir uns morgen um dieselbe Zeit?«, fragte er. »Ich mache dir dann auch gleich deinen Arbeitsvertrag fertig.«

»Perfekt.«

Ich holte noch meine Sachen und machte mich erschöpft auf den Rückweg.

Im Apartment war es bis auf eine kleine Lampe neben dem Sofa dunkel und Tommy stand gerade im Licht des geöffneten Kühlschranks und schien darüber nachzudenken, was er sich um diese Uhrzeit noch gönnen durfte.

»Hey«, grüßte er mich, als er mich bemerkte.

»Hey«, echote ich müde.

Er zeigte auf meine auseinander gebastelte Kamera, die noch immer auf dem Küchentisch lag und das traurige Gesamtbild meines Tages darstellte. »Was ist denn damit passiert?«

Ich seufzte deprimiert. »Da will ich jetzt ehrlich gesagt nicht drüber reden.«

»Verstehe«, antwortete er nickend und entschied sich für einen Joghurt, den er sofort aufriss. »Wie war die erste Nacht?«

»Anstrengend«, antwortete ich ehrlich. »Aber machbar. Ich habe den Job und soll morgen wiederkommen.«

Er lächelte. »Das ist toll.«

»Du? Ich bin müde. Wir sehen uns morgen, okay?«

»Klar, kein Ding. Schlaf gut.«

Ich stapfte ins Bad und ging noch duschen, bevor ich mich endgültig ins Bett fallen ließ und vor Erschöpfung direkt einschlief.

Kapitel 3

Der andere Mitbewohner

Am Sonntagmorgen schlief ich sehr lange und selbst als ich aufwachte, blieb ich noch eine Weile faul in meinem Bett liegen und surfte auf Instagram und Facebook.

Außerdem versuchte ich meiner Angst zu entfliehen, welche unangenehmen Überraschungen dieser neue Tag heute mit sich bringen könnte.

Erst gegen elf konnte ich mich endlich dazu aufraffen, aufzustehen und im Schlafanzug in die Küche zu schlendern. Ich trug nur eine kurze Shorts und ein altes, viel zu großes Shirt von meinem Bruder mit dem Logo einer Band, die ich nicht mal kannte. Mich anzuziehen, wäre einfach zu anstrengend gewesen und Tommy schien sowieso noch oben in seinem Zimmer zu sein.

Mit den Gedanken noch bei meinen Instagram-Kommentaren holte ich mir eine leere Tasse aus dem Schrank über der Spüle und wollte mich gerade zur Kaffeemaschine umdrehen, als plötzlich eine große Gestalt direkt vor mir auftauchte.

Erschrocken schrie ich auf, wich ein paar Schritte zurück und ließ versehentlich die Tasse fallen, die in mehrere kleine Teile zerbrach.

»Was machst du denn hier?!«, entfuhr es mir immer noch geschockt, als mich ein Paar kühle, blaue Augen musterte.

Er hob eine seiner dunklen Augenbrauen an und antwortete stumpf: »Ich wohne hier.«

Ich erstarrte und plötzlich erinnerte ich mich an den Namen, der in dem Mietvertrag gestanden hatte: Jones ... Nate Jones!

»Die eigentliche Frage lautet also: Was machst du hier?«, fügte er hinzu und lehnte sich lässig mit einem amüsierten Grinsen gegen die Kücheninsel. Erst jetzt fiel mir auf, dass er nur eine Boxershorts trug und mein Blick blieb für ein paar Sekunden zu lange an den vielen Tattoos hängen, die seinen durchtrainierten Körper zierten und zu einem einzigartigen Kunstwerk machten.

»Und jetzt sag nicht, Tommy hat dich abgeschleppt?«, fügte er noch hinzu und seine Augen weiteten sich kurz. »So was sieht ihm gar nicht ähnlich ...«

Er überlegte und mir fehlten für einen Moment die Worte, doch dann eilte mir Tommy zur Hilfe, der gerade die Treppe heruntergekommen und wohl durch das Scheppern der Tasse auf uns aufmerksam geworden war.

»Sie wohnt auch hier«, antwortete er für mich. »Darf ich vorstellen, das ist Emily. Unsere neue Mitbewohnerin.«

Der belustigte, interessierte Ausdruck verschwand schlagartig aus Nates Gesicht und er wandte sich fast schon wütend Tommy zu. »Ist das dein Ernst, Tommy?«

Ich war immer noch zu durcheinander von dem plötzlichen Aufeinandertreffen mit diesem Idioten und zu beschäftigt mit der Verarbeitung der Tatsache, dass er mein Mitbewohner war, als das ich

hätte irgendetwas sagen können, und so beobachtete ich die beiden nur bei ihrem ersten Blickduell.

»Wir haben doch entschieden, dass wir keine Frauen einziehen lassen!« Genervt schnappte sich Nate eine Tasse aus dem noch immer geöffneten Schrank und ich wich automatisch einen Schritt zur Seite. Sichtlich angepisst knallte er den Becher unter die Kaffeemaschine und drückte fest auf den silbernen Knopf.

»Sie ist in Ordnung Nate. Es hat alles gepasst und ich habe keinen Bock ewig weiterzusuchen, also stell dich nicht so an«, antwortete Tommy entschlossen.

»Hmpf ...«, brummte Nate nur und starrte auf den Kaffee, der nun in seine Tasse floss.

Ich fasste mich langsam wieder und plötzlich war ich diejenige, die sauer war: Was regte er sich eigentlich so auf?!

»Du hast meine Kamera kaputtgemacht!«, warf ich ihm nun mit lauter Stimme vor und funkelte ihn böse an.

Er drehte sich nur halbherzig zu mir um und seine Augen musterten mich noch einmal von oben bis unten. Die Hitze stieg mir ins Gesicht, als mir einfiel, dass ich nicht mal einen BH unter meinem T-Shirt trug, trotzdem versuchte ich stark zu bleiben.

»Oh verdammt ... Du bist das.«, stellte er fest und verdrehte die Augen. Dann exte er desinteressiert den halben Becher Kaffee, obwohl der noch viel zu heiß sein musste und würdigte mich keines Blickes mehr.

»Du schuldest mir mindestens 800 Dollar«, sagte ich entschieden und verschränkte die Arme vor der Brust.

Er prustete los und spuckte dabei fast den Kaffee wieder aus. »800 Dollar? Tommy, dieses Mädel hat sie nicht mehr alle. Sie kann hier nicht wohnen.«

»Mit dir will ich auch überhaupt nicht zusammenwohnen!«, fuhr ich ihn an und schnappte mir blindwütig eines der verpackten Schokobrotchen aus dem Korb neben dem Toaster, bevor ich wütend zurück in mein Zimmer stapfte.

Warum?

Warum muss ausgerechnet er es sein?!

Jetzt wieder völlig erschöpft, ließ ich mich zurück auf mein Bett fallen. Am besten ich suchte mir eine neue Wohnung ... und einen neuen Job. Aber wie sollte ich das anstellen? Eigentlich konnte ich mich in meiner Situation glücklich schätzen, überhaupt etwas gefunden zu haben.

Ich hörte durch die Tür, wie Tommy und Nate laut miteinander diskutierten, doch ihre Stimmen waren zu undeutlich, um etwas zu verstehen. Statt weiter zu lauschen, stöpselte ich mir meine Kopfhörer in die Ohren und drehte die Musik so laut auf, dass sie selbst meine Gedanken übertönen konnte.

Erst gegen Abend, als ich mich für die Arbeit fertig machen musste und ich niemanden mehr durch die Tür hören konnte, traute ich mich aus dem Zimmer. Die Wohnung schien leer zu sein und ich machte mir noch schnell eine Kleinigkeit zu essen, bevor ich mich im Bad umzog und schminkte. Niemand störte mich und als ich das Haus verließ, ging es mir schon wieder etwas besser.